

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (7 Zblr.) vierteljährlich, 3 Zblr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthät. Post-Agenten.

Literatur des Auslandes.

N^o 37.

Berlin, Dienstag den 28. März

1837.

Italien.

Ein Blick auf die neuere Italiänische Literatur.

Von Defendente Sacchi.

Es sind gegenwärtig in Italien ungefähr zwanzig kolossale literarische Unternehmungen im Gange, kolossal nicht bloß durch ihren äußeren Umfang, sondern auch durch die Wichtigkeit ihres Gegenstandes, durch den Reichthum der typographischen Ausstattung, durch die Zahl und Pracht der beigegebenen Zeichnungen, Kupferstiche u. s. w. Wir nennen zuvörderst die Famiglia celebri (die berühmtesten Geschlechter Italiens) des Grafen Pompeo Litta, eine Sammlung von Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Männer Italiens, die bisher noch gar nicht oder nicht nach Verdienst bekannt gewesen, mit dem größten Fleiße aus zum Theil neu aufgefundenen Urkunden und Denkmälern aller Art zusammengestellt, mit Kupfern von der sorgfältigsten Zeichnung und Illumination. Vom Marchese d'Azeglio erscheint: la Reale Galeria di Torino illustrata (die königliche Gallerie zu Turin in Abbildungen) mit einer Pracht der Ausstattung, wie noch kein Werk dieser Art. Zuccagni giebt eine Nuova Corografia d'Italia (Neue Landesbeschreibung von Italien) heraus; zu der unermesslichen Menge und Vollständigkeit der Angaben in diesem Werke kommen noch Darstellungen und Bilder der berühmtesten Gegenden, Tempel und Monumente Italiens, in einer bisher noch unerreichten Vollkommenheit und Zierlichkeit des Stabstiches. Ueber Aegypten sind zwei Unternehmungen gleichzeitig im Werke, die eine von Rosellini, die andere vom Professor Valeriani, nebst Karten und Zeichnungen in einem Atlas von Segato, beide zeichnen sich durch die Fülle der mitgetheilten Beobachtungen und Beschreibungen aus. Le antichità di Sicilia (die Alterthümer Siciliens) vom Duca di Serradifalco, — il Museo Borbonico di Napoli (das Bourbonische Museum zu Neapel), — und Pistolesi's il Vaticano illustrato, — hiermit haben wir in einem Athem drei Werke genannt, deren Beginn und Fortgang den größten wissenschaftlichen Eifer, die aufopferndste Geduld und den unermüdeten Forscherfleiß voraussetzt, Werke, die ein ganzes ihnen gewidmetes Menschenleben erfordern, und deren Werth durch unzählige kostbare Kupferstiche erhöht wird, die dem Leser Denkmäler der ältesten und neuesten Zeit, worunter viele bisher unbekannt, in getreuen Abbildern vor Augen stellen. — Im Gebiete der Geschichte und Ethnographie geht das große Werk des Doctor Giulio Ferrario, il Costume antico e moderno (Volkstrachten und Gebräuche alter und neuer Zeit) eben erst mit seinen Nachträgen zu Ende, und schon erscheinen zwei neue derselben Art: il Costume di tutti i popoli e di tutte le nazioni (Trachten und Gebräuche aller Völker und Nationen) vom Professor Menin, und i Castelli del Tirolo (die Burgen und Schlösser Tirols) von Agostino Perini. Das erstgenannte Werk von Ferrario übertrifft die anderen bei weitem an typographischer Pracht und an Menge und Mannigfaltigkeit der schönsten Figuren; beim zweiten, das Menin herausgiebt, sind die erläuternden Texte nach einem vorzüglichen Plane gearbeitet und bilden ein wohlgeordnetes Ganzes; das dritte hat vor beiden anderen die Neuheit des Gegenstandes voraus, die den Untersuchungen und Darstellungen ein besonderes Interesse verleiht. Sämmtliche drei reichen weit über den Maßstab des Gewöhnlichen hinaus, und namentlich Ferrario's Werk wird schwerlich in der Literatur eines anderen Volkes seines Gleichen finden.

Auch den Naturwissenschaften kommt der literarische Unternehmungsgestirne zu Gute. Was Mascagni und Scarpa an Glanz der äußeren Ausstattung für ihre Wissenschaft, die Anatomie, zu bewirken strebten, das hat ihr würdiger Nachfolger Panizza in unseren Tagen erreicht; zu seinen Werken über vergleichende Anatomie, die voll der schönsten Entdeckungen sind, hat Ferreri's Grabstichel Zeichnungen geliefert, die alles selber Geleistete übertreffen. Doctor Vittadini hat ein bewundernswürdiges Buch über die Schwämme geschrieben; sind seine Beobachtungen im höchsten Grade verdienstlich, so sind es die von des Verfassers eigener Hand gezeichneten und gestochenen Kupfertafeln nicht minder. Dergleichen Werke nehmen freilich einen bescheideneren Raum ein und können sich an Umfang und Kostbarkeit mit den zuvor erwähnten historisch-antiquarischen nicht messen. Doch hat auch die Naturwissenschaft nicht minder kolossale Unternehmungen aufzuweisen, und um nur zweier zu gedenken, die zugleich in Hinsicht der Kunst die vortrefflichsten Leistungen darlegen, nennen wir il Regno naturale (die Reiche der Natur), herausgegeben von Antonio Locatelli, und Galeffi's „Pomona“.

Wir haben hiermit nur einen kleinen Theil der großartigen Unter-

nehmungen aufgezählt, die gegenwärtig im Erscheinen begriffen sind, — großartig durch den Aufwand an Fleiß, Kunst, Gelehrsamkeit und Geldmitteln, den sie erfordern. Und dabei ist es keine Akademie, keine gelehrte Gesellschaft, die ihre vereinten Kräfte an Werke solcher Art wendet, sondern es sind Einzelne, die sich der Bearbeitung unterziehen und durch selbstständigen Fleiß und Gelehrsamkeit leisten, was anderwärts nur Vielen im Vereine gelingt. So war es aber in Italien von jeher. Der einzige Muratori hat für die Geschichte und die Alterthümer Italiens so viel und mehr geleistet, als Grävius und Gronovius mit vielen anderen Gelehrten in Verbindung vermocht haben. Für die Französische Literatur haben die Mitglieder der Congregation von Saint-Maur anderthalb Jahrhunderte hindurch ihren lebenslänglichen, beharrlichen Fleiß aufgebracht; für die Italiänische hat Tiraboschi allein die Arbeit bestritten. Auch kommen jene Prachtwerke in Italien nicht durch außerordentliche Zuschüsse und Unterstützungen von Staats wegen zu Stande, sondern durch Beiträge und großmüthige Opfer von Privatleuten; auf Kosten der Unternehmer, z. B. des Grafen Litta, reisen Künstler durch ganz Europa, um die vorzüglichsten Denkmäler der Kunst abzuzeichnen; für den Stich, für Abdruck und Färbung werden die ausgezeichnetsten Meister in Anspruch genommen und überall die neuesten und besten Methoden, nach sorgfamer Prüfung, in Anwendung gebracht.

Wir fühlen uns eben sowohl durch die Pflicht der Wahrnehmung unserer Ehre, als in Folge einer unparteiischen Kritik aufgefordert, dergleichen Thatfachen zum Ruhme der Italiänischen Literatur und unseres gelehrten Publikums jetzt anzuführen. Der Französische Schriftsteller Herr Balzac, der sich eben im nördlichen Italien befindet, würde wohl thun, diesen gutgemeinten Wink zu beachten und zweimal zuzusehen, bevor er wieder wie neulich behauptet, die Literatur Italiens sey im Vergleich mit der Französischen arm. Dergleichen Urtheile muß man nicht so leicht hin aussprechen; Nationen sind nicht wie Damen; man soll keiner mit dem leeren Komplimente schmeicheln, sie sey die schönste oder die glänzendste unter allen. Daß es mit unserer Literatur in der Gegenwart doch nicht gar so dürrig aussehe, dafür brauchen wir die Leser nur auf die Gazzetta di Milano vom diesjährigen achtzehnten Februar zu verweisen, wo ein Verzeichniß der in den Jahren 1820 bis 1836 verstorbenen berühmten Männer Italiens mitgetheilt ist. Darunter befinden sich 170 ausgezeichnete Naturforscher, Mathematiker und andere Gelehrte, Philosophen, Dichter, Schriftsteller und Künstler, und mehr als zwanzig unter dieser Zahl geböret zu den wahren Korymben der Wissenschaft und Literatur und genossen eines wohlbegründeten Rufes durch ganz Europa. Wenn Jemand aus diesem allerdings schmerzlichen Verzeichniß unserer Verluste folgern wollte, die Italiänische Literatur habe die großen Namen und Herden, deren sie sich während des ersten Dritttheils des gegenwärtigen Jahrhunderts erfreute, eingebüßt und brauche jetzt einige Zeit, bis ihre neuen Vertreter und Schildhalter sich heranzubilden, so würde auch dies ihr nicht im mindesten zur Uebere gereichen; denn auch die Französische, und überhaupt jede Literatur, hat eine Zeit lang im Schlafe gelegen, aus dem sie sich verjüngt mit neuen Schöpfungen erhob. Aber auch dies brauchen wir für das heutige Italien nicht gelten zu lassen; wir sind nicht auf die Erinnerung an die Namen älterer Zeitgenossen beschränkt, sondern wir besitzen noch heute eine große Zahl ausgezeichneten Männer in jedem Fache menschlichen Wissens. Das Verdienst Italiänischer Gelehrten findet gerade von Frankreich aus die meiste Anerkennung; unter den auswärtigen Mitgliedern, Ehrenmitgliedern und Korrespondenten sämtlicher Klassen des Französischen Institutes geböret bei weitem die meisten Namen der Italiänischen Nation an. In den verschiedenen Zweigen der Literatur, kann sich Italien für den Verlust einiger Dichter des höchsten Ranges mit dem Besitze vieler anderer trösten, die Tragödien, lyrische und epische Gesänge, religiöse und historische Gedichte in großer Zahl und Vortrefflichkeit geschaffen haben. Im Fache des Romans und der Erzählung vollends sind wir heute reicher, als je zuvor. Dasselbe gilt für die Historie; beinahe jede Italiänische Stadt darf sich eines tüchtigen Geschichtsforschers oder Geschichtsschreibers rühmen; und nur im Vorbeigehen wollen wir an zwei große Italiänische Historiker des gegenwärtigen Jahrhunderts erinnern, davon der Eine in drei bedeutenden Werken sich als Erzähler einem Comines, Guicciardini, Davila, Sarpi und Hume an die Seite stellt, der Andere durch Kraft des Ausdrucks und Gedankentiefe einem Tacitus nachzuseht.*)

Noch manches Andere möchten wir Herrn Balzac zu erwägen geben. Wir erinnern nur an den Unterschied der Bevölkerung von Frankreich und Italien, so wie an die geographische und politische Beschaf-

*) Unstreitig sind hier wohl Carlo Votta und Sismondi gemeint.

fenheit unserer Halbinsel, deren Gelehrte und Schriftsteller sich auf achtzehn Universitäten und auf acht Staaten und Hauptstädte vertheilen, während in Frankreich Alles nach einem Mittelpunkte zusammenströmt. Die Theilung in mehrere Staaten hat zur Folge, daß, was an einem Orte in Italien gedruckt worden, an mehreren anderen nachgedruckt werden kann, wodurch den Verfassern bei weitem der größte Theil des Ertrages ihrer Werke verloren geht. Der Italiänische Autor wird daher nicht, wie der Französische, durch die Aussicht auf reichen Gewinn zur Production ermutigt. Es ist dies übrigens ein alter Uebelstand: schon Torquato Tasso mußte bei allen Italiänischen Regierungen ein Privilegium nachsuchen, damit ihm sein „beseitetes Jerusalem“ nicht nachgedruckt würde. Könnte man diesen Mißstand beseitigen, so würde Italien, obwohl es bei weitem weniger Einwohner zählt, als Frankreich, denn es im Stände seyn, seinen Schriftstellern und Dichtern den reichsten Lohn für ihre Werke zu gewähren. Der Absatz beliebter Schriften ist in Italien gewiß eben so stark, wo nicht stärker, als in Frankreich. Nehmen wir z. B. Manzoni's bekannten Roman „die Verlobten“; von diesem Buche sind allermindestens zwölf Ausgaben zum Präjudiz des Verfassers ins Publikum gekommen, und keine von diesen war unter tausend Exemplaren; rechnen wir nun für jedes Exemplar den sehr mäßigen Ladenpreis von 1½ Thaler, so stellt sich eine Summe von 16,000 Thalern oder 72,000 Lire Oesterreichischer Münze und, nach Abzug des Profits, den die Buchhändler nehmen, immer noch von 60,000 Lire heraus, die Manzoni zu Gute gekommen seyn würde. Bringt man nun noch den Ertrag der ersten rechtmäßigen Ausgabe in Anschlag, so zweifeln wir, ob Victor Hugo sich von seiner Notre Dame de Paris, der genialsten und großartigsten Romanschöpfung in der neuen Französischen Literatur, größerer Erfolge in pecuniärer Hinsicht zu rühmen hat.* Für andere Italiänische Werke gilt die nämliche Rechnung mit den nämlichen Resultaten: käme der Absatz der gewöhnlich erscheinenden zwei, drei oder vier Nachdrücke immer dem ursprünglichen Verleger zu Gute, so könnte es nicht seyn, daß dieser an jedem nur einigermaßen verbreiteten Buche ein oder etliche tausend Reichthümer gewänne, wovon doch, so hart auch eines Verlegers Gewissen seyn mag, mindestens die Hälfte auf des Verfassers Antheil käme.

Und trotz dem wird der berühmte Französische Schriftsteller, mit dem wir es hier zu thun haben, die Wahrheit nicht hinweg leugnen können, daß bei der geringen Aussicht auf Gewinn gleichwohl eine außerordentliche literarische Thätigkeit und Regsamkeit in Italien besteht. Die statistischen Nachweise für das Jahr 1833 liegen vollständig vor uns; im Laufe desselben erschienen im Drucke 190 Zeitschriften und 2873 andere Werke in 4333 Bänden. Man studirt, man forscht, man schreibt, man druckt; wenn der Ertrag den gerechten Erwartungen und Hoffnungen nicht entspricht, so tröstet man sich gern mit dem Lobe und der günstigen Anerkennung der Vesseren im Volke; wenn auch dieser Lohn ausbleibt, wenn das Interesse sich von den einheimischen Erzeugnissen ab und auf allerhand fremde Neuigkeiten und Wunderlichkeiten wendet, so beruhigt man sich in dem Bewußtseyn, das Gute gewollt und erstrebt zu haben. Man studirt und schreibt in Italien, Gottlob, nicht bloß aus Gewinnsucht; man jagt nicht bloß nach leichten Erfolgen und ephemerer Berühmtheit, wie sie allerdings Vielen, z. B. dem Romanschriftsteller Chiari, zu Theil geworden ist; es lebt in den Geistern diejenige Liebe für Wissenschaft und Literatur, aus der allein große Werke zur Ehre des Vaterlandes entspringen, — diejenige Liebe, die den Französischen Philosophen Condillac antrieb, seinen Traité sur l'origine des conceptions humaines zu vollenden und herauszugeben, obwohl der ganze Ertrag sich für ihn auf die ärmliche Summe von nur 600 Franken belief.

Herr Balzac ist ein Fremder in unserem Vaterlande, und es ist billig und freundlich, daß wir den Gast darauf aufmerksam machen, was bei uns Schönes ist, — daß wir unseren Reichthum nicht vor ihm verbergen und verschließen. Wie ein guter Hausvater dem besuchenden Fremden alle seine lieben Kinder nennt und vorstellt, so möchten wir diesem Franzosen, wenn es der Raum gestattete, die Namen der wackeren Männer nennen, deren unser von jeder klassischer Boden sich gegenwärtig rühmt, die Namen mindestens, da er doch einmal ihre Werke nicht kennt. Es würde uns zum besondern Vergnügen gereichen, ihn davon zu überzeugen, daß man in Italien auch fremde Literaturen studirt, und daß man namentlich die Französische Literatur sehr gut kennt — nicht ganz so gut wie in Paris, aber doch gewiß so gut wie irgendwo sonst in Frankreich. Wer besaß sich dagegen in Paris mit Italiänischer Literatur? Gewiß Wenige thuns's; nicht einmal Literaten, die nach Italien reisen.

Gern hätten wir Herrn Balzac auch noch ein Wörtchen gesagt von dem blühenden Zustand der Künste und Gewerbe in unserem Lande, von der raschen gedeiblichen Entfaltung unserer Industrie; ferner von dem menschenfreundlichen, mildthätigen Geiste unseres Volkes, und wie die schönsten Wohltätigkeits-Anstalten von ganz Europa alle bei uns einheimisch sind; endlich auch von der sittlichen Reinheit und Zartheit, die sich in dem Charakter und Kolorit der Italiänischen Geistes- und Kunstzeugnisse ausdrückt und ihre Lieblichkeit erhöht. Hiermit wollten wir angedeutet haben, daß die jüngst in Frankreich neugegründete satanische Literatur bei uns nicht Eingang gefunden hat, noch jemals finden wird — diese Literatur, wo alles Geistreiche und alles kindisch Alberne, alles Scharsinnige und alles Schmutzige, alles Wahre und alles Abschreckende aus Rabelais und Crebillon, aus Diderot und Laocös zusammengewürfelt und nebenbei mit allem Graus und Fluch der neuesten Revolution versehen wird; diese Literatur, wo alles Elend, alles

* Die Zusammenstellung erscheint seltsam, wenn man sich erinnert, daß Victor Hugo wirklich gute Einnahmen gemacht hat, Manzoni aber sie nur gemacht haben könnte — wenn die Nachdrucker nicht gewesen wären. — Warum aber solat man nicht endlich auch in Italien dem rühmlichen Verdienste, das die Deutschen Bundesstaaten durch ihre Vereinigung gegen den Nachdruck gegeben haben?

Laifer, alle Schande der menschlichen Gesellschaft recht mit Vorliebe gezeichnet wird, doch ohne daß die Darstellung davon abschreckt. Helvetius konnte es sich für ein Lob rechnen, daß eine geistreiche Dame über seine Schriften äußerte: Vous m'avez trop souvent fait rougir; — aber auch auf solches Lob verzichteten die neuesten Französische Schriftsteller. Sie giefen Hohn und Spott über alles Menschliche aus: hätten sie nur mindestens den heiteren und gefälligen Witz Voltaire's; sie wollen den Ungestüm der Leidenschaften schildern — aber hätten sie nur den geringsten Theil von der kernigen Kraft eines Corneille, oder von der empfindungsreichen Tiefe Racine's. Wie treiben sie Alles bis zum widerwärtigsten Neufserien, wie tragen sie recht mit Lust überall die schwärzesten Farben auf, wie lassen sie sich mit wahrhaft grausamer Kunst ansetzen, die Herzen und Gemüther zu quälen und zu betören. Darum ist der Inhalt ihrer Werke Prostitution, Spielermuth, wahnsinniger Raufsch, Verzweiflung, Muechel- und Selbstmord und, zum ergößlichen Ende aller Dinge, Hefter und Galgen; und ihr Styl ist, wie es sich für solchen Inhalt schickt, schwülstig, gezeichnet und doch zugleich schmutzig und gemein. Dem vortrefflichen Neuen zu Liebe, wovon Voltaire, Rousseau, Delisle und dergleichen armenfelige Geister keine Idee gehabt haben, müssen allerhand unerhörte, übertriebene, falsche Manieren ausgeheckt werden, wie vormals in Italien zu der schönen Zeit, da es einen Preti und Achilini gab. Wenn das die Literatur ist, im Vergleich deren Italien seine Armut bekennen soll, so gestehen wir gern und mit Freuden: so lange noch ein Rest von guter Sitte und Menschenverstand diesseits der Alpen waltet, wird eine solche Literatur bei uns nicht Raum gewinnen, eine solche unseren vaterländischen Boden nicht beslecken, unseren reinen Horizont nicht verdunkeln.

Es wäre vielleicht ein gutes Werk, diese Andeutungen über den Stand unserer Literatur näher auszuführen und zu einer Skizze zu vervollständigen, wenn es nur unsere Kräfte nicht überstiege. Wir wollen uns freuen, wenn ein Anderer Hand an diese Arbeit legt, es jedoch Keinem zum Vorwurfe machen, wenn er es unterläßt. Wir für unser Theil kennen das Maas unserer Kräfte zu gut, um etwas der Art versprechen zu wollen; jedoch weil wir einmal aus gerechtem Eifer hier das Wort ergriffen haben, so liegt uns auch ferner ob, so gründlich als möglich darzutun, daß wir mehr als Worte machen und zu Ehren unserer vaterländischen Literatur manche tüchtige Lanze brechen können. Wir kommen hoffentlich noch mehrmals darauf zurück; einstweilen mag die Hinweisung auf so großartige literarische Unternehmungen, wie die Eingangs erwähnten, den Fremden darauf aufmerksam machen, daß es doch nicht eben dürftig um eine Literatur stehen kann, die so viel Kräfte und Mittel auf langwierige, umfangreiche Werke und auf deren luxuriöse Ausstattung verwendet. Wenn unser Beispiel andere, höher befähigte, für die Ehre unseres Vaterlandes beiseite Schriftsteller dazu bewegen könnte, Uebersichten einzelner Literaturzweige nach ihrem gegenwärtigen Stande in Zeitschriften zu veröffentlichen, so könnte daraus binnen kurzem ein vollständiger Abriss unserer Literatur hervorgehen: wir legen ihnen diesen Wunsch an's Herz. (Foglio Mil.)

Bibliographie.

- Federico II. Aragonese sul trono di Sicilia. — Eine Kanzone, Griechisch gedichtet und ins Italiänische übersetzt von dem Priester Nicolo Di-Carlo. Palermo.
- L'America settentrionale e meridionale. (Nord- und Süd-Amerika. Geographisch und pittoresk.) 12 Hefte. Turin.
- Le antiche ruine di Capri. — Gezeichnet von Francesco Alvino. Neapel.
- Antichi monumenti sepolcrali scoperti nel ducato di Ceri. — Herausgegeben von P. E. Visconti. Rom.
- Atlante della storia generale italiana. — Dem Könige Ferdinand II. gewidmet. Von Raffaele Masproiani. Neapel.
- L'Arte di analizzare, ovvero Trattato pratico di analisi chimica. — Von Heinrich Rose. Nach der von Zouedam veranstalteten Französischen Uebersetzung ins Italiänische übertragen von F. Dupré. Venedig.
- Il castello di Milano. — Chronik von fünf Jahrhunderten. Von Lorenzo Sonzogno. Mailand.

Frankreich.

Ueber Affekuranz-Gesellschaften.

(Schluß.)

Was die Lebens-Versicherungen betrifft, so hätte man vor zwei Jahren noch glauben können, daß sie in Frankreich gar keinen Eingang finden würden. Man braucht nur mit Besonnenheit und ohne alle Vorurtheile die Sitten Englands und Frankreichs mit einander zu vergleichen, und man wird einsehen, daß dieselben Versicherungs-Systeme durchaus nicht beiden Ländern zugleich angemessen sind. Jenseits des Kanals sammelt man unter beständiger mühsamer Arbeit, mitten in einer zahlreichen Konkurrenz und mit allem möglichen Risiko ein kleines Handels-Vermögen an; das Leben eines Menschen ist sein größter Reichthum, mit diesem Leben hat er Kredit und Einkünfte; sobald er stirbt, stirbt Alles mit ihm. Die Familie jedoch ist ein ehrwürdiges Heiligthum, das selbst von dem Unwürdigsten geachtet wird; und wie zahlreich und kostspielig sind nicht die Bedürfnisse, die das Klima und die Sitten mit sich bringen? Unter solchen Umständen sein Leben versichern, kann nur etwas sehr Gewöhnliches und Vernünftiges seyn.

Anderes ist es in Frankreich: wie sollte hier eine Lebens-Versicherung etwas Lockendes seyn, sobald die politischen Erschütterungen alle Existenzen in Frage stellen und das Vertrauen auf alle Versicherungen der Zukunft vernichten? wenn die Glieder einer jeden Familie ohne religiöse, ohne aristokratisches Band, von keiner Einigkeit, von keiner

Liebe und Hingebung für einander durchdrungen sind? Dazu kommt noch die Eigenthümlichkeit unseres schon mehr südlichen Charakters, in unserer Zukunft mehr auf die eigene Fähigkeit zu rechnen, als auf ein Ersparniß, das den Händen eines Andern anvertraut worden.

Gleichwohl werden doch immer noch jedes Jahr im Durchschnitt drei bis vier Millionen Versicherungen abgeschlossen, um die Erbschaft nach dem Tode zu garantiren; und gewiß, wenn das Gesetz dieser Art von Versicherungen günstiger wäre, wenn die Verpflichtungen, in bestimmten Terminen die Prämien zu zahlen, durch ein besonderes Straf-Gesetz garantiert würden, wenn man nicht von allen Seiten glaubte, daß die Wechsel des Glückes, wo man oft nicht in einem Monat ohne weitere Frist die für jedes Jahr versprochene Prämie abtragen kann, eben so viele vortheilhafte Chancen der Unglücklichkeit der ganzen Police für den Assuradeur sind, dann würden auch die Lebens-Versicherungen die besten Fortschritte machen.

Die Versicherungen auf Leibrenten scheinen nicht mehr Erfolg zu haben, als die auf das ganze Leben. Es ist uns einmal Allen durchaus eigenthümlich, die Zukunft der Gegenwart zu opfern, und selbst wenn ein Mensch in reiferen und verständigeren Jahren sich dazu verstände, eine Assuranz für sein Greisen-Alter zu kaufen, könnte er da wohl hoffen, ohne ein sehr starkes Dpfer von seinen gegenwärtigen Einkünften sich eine Rente zu sichern, die für sämtliche Bedürfnisse seines Alters genügend wäre? — Ueberhaupt ist Frankreich mehr ein ackerbauender und industrieller, als ein Handels-Staat; der Ackerbauer und Gewerbetreibende aber vertraut sich lieber seinem materiellen Reichthum und seinem festen Kapital an, während der Kaufmann nur gewisse Einkünfte hat, von welchen er sich Ersparnisse für das Alter sammeln kann: diese Ersparnisse hebt er sich entweder selbst auf, oder er übergibt sie einem Kassirer, und dieser Kassirer ist entweder die Bank, oder der Notar, oder die Versicherungs-Gesellschaft.

Die Versicherungen auf Großjährigkeit sind eigentlich die einzigen in dieser Kategorie, welche in Frankreich wirklich Eingang finden. Die Conscription unter Napoleon, die so viele traurige Erinnerungen zurückgelassen, die Konkurrenz in den freien Künsten, die seit dem Frieden so viele Täuschungen verursacht hat, die Schwierigkeiten und Hindernisse in der Abschließung der Ehen, die wegen Mangel an Subsistenzmitteln in den letzten Jahren der Restauration noch größer waren, als in den schrecklichsten Kriegen der Revolution und der Kaiser-Herrschaft, das sind eigentlich die temporären Ursachen, welche den Versicherungen auf Wittig so allgemeine Verbreitung verschaffen. Die Vorsorge des Vaters, der für sein Kind eine solche Versicherung kontrahirt, ist auf eine ziemlich lange Erfahrung begründet und daher gewiß sehr weise und vernünftig, sie wird durch die Liebe und das Mitleid für einen jungen Sohn, den man vielleicht später fremden Vormündern überlassen muß, wo nichts für seine Sitten und seine Zukunft gethan wird, noch gesteigert, und es muß daher die Versicherung auf seine Majorität eine Wohlthat werden, die man immer mit dem größten Eifer annehmen wird.

Nun kommen endlich noch die Assuranz auf Zeit: diese bestehen nur darin, daß man sich gegenseitig gewisse Geldsummen versichert für den Todesfall der einen von beiden Parteien; daß diese bis jetzt nur eine sehr kleine Zahl von Subskribenten aufzuweisen haben, ist sehr natürlich. Welcher Mensch wird auch so habgierig seyn, um aus dem Todesfall derjenigen, die mit ihm kontrahiren, Nutzen ziehen zu wollen, und wer wird auch zugleich das Interesse seiner Angehörigen so kompromittiren, daß er sie wegen gewisser Ausschichten und Speculationen für eine bestimmte Reihe von Jahren in Gefahr setzt, das Kapital oder die Zinsen, die er weggeben muß, zu verlieren? — Ein Geizhals will auch nach seinem Tode nichts verlieren, und nur ein Geizhals wäre im Stande, diese Todes-Lotterie, die man ihm in den Continen anbieter, zu berechnen.

Es giebt auch noch andere viel verbreitetere Assuranz, die jeden Tag in Frankreich geschlossen werden. So die von der gegenseitigen Versicherungen, die des Vereins Saint-Joseph in Paris, die der industriellen Gesellschaft in Nantes und in Mülhausen, mit einem Wort alle die verschiedenen Assuranz gegen Krankheiten, gegen Arbeitsunfähigkeit und freilich auch nur zu oft gegen die Herabsetzung des Arbeitslohns in Zeiten der Handels-Krisis; letzteres sind allerdings Institute, die zuweilen die öffentliche Ordnung stören, aber viel öfter noch sind sie es gerade, welche die öffentliche Ruhe und die Sicherheit der Personen beschützen.

Man hat auch noch andere Systeme versucht, die alle ihren Werth und Nutzen haben und von denen auch nicht ein einziges ganz zu Grunde gegangen ist, sobald es nur ziemlich allgemeinen Bedingungen unterworfen wurde, um die jedem gegenseitigen Systeme notwendige Ausdehnung zu gewinnen. Hierher gehören die Assuranz für eingeschmuggelte Waaren, die sogenannten gerichtlichen Versicherungen, welche die Prozessirenden gegen die Erpressungen der Rechtsgelehrten beschützen, ferner die sogenannten hypothekearischen, deren Zweck es ist, die Fehler der Gesetzgebung über die Hypotheken zu bekämpfen, und endlich die Assuranz gegen das Rekrutierungs-Gesetz. — Solche Versicherungen sind gewiß am besten dazu geeignet, die Mängel in unseren Zoll- und Rekrutierungs-Gesetzen, in unserem Prozeß- und Hypothekensystem aufzuzeigen, und in der That, man darf nur die glücklichen Resultate dieser Institute aufmerksam studiren, um zu wissen, welche Reformen in unseren Gesetzbüchern notwendig wären.

Wenn man noch die Assuranz auf die Mildthätigkeits-Institute und auf die Pensionen der öffentlichen Beamten ausdehnte, was für herrliche Ersparnisse würden sie zur Folge haben, was für Nutzen würden sie stiften: sämtliche Oekonomen haben die ganze Einrichtung des Almosens eine Geißel der Gesellschaft genannt; gegen diese Doktrinen des Egoismus haben wieder die Männer der Religion ihre Stimmen erhoben, und sie hatten Alle zusammen recht.

Wenn die Almosen-Stiftungen, die Hospitäler, die Wohlthätigkeits-

häuser, die Beaufsichtigung der Gefängnisse sich in lauter vorsorgende Institute verwandelten, wenn neben dem Elementar-Unterricht für das Volk zahlreiche und mannigfaltige Assuranz-Systeme existirten, die aus der ganzen Nation einen großen Verein bildeten, wenn so der Egoismus selbst ein Element der Einigkeit und des Friedens würde, dann könnten die Religion und die politische Oekonomie nicht länger einander bekämpfen, sondern sie müßten beide zu einem und demselben Ziel hinführen.

Eine geschickte Gesetzgebung, welche allen Assuranz einen sicheren Weg öffnet und die Verpflichtungen des Assurirten und des Assurateurs weise ordnet, das ist die erste Grundlage, auf welcher man diese Institute überhaupt bauen muß; aber diese gerade fehlt uns.

Revisor Urbain.

Anekdoten aus Napoleon's Soldatenleben.

Von einem Pagen des Kaiserlichen Hofes.

Auf gewöhnliche soldatische Tapferkeit gab Napoleon wenig; in seiner Meinung war dies eine jedem Franzosen angeborene Eigenschaft. Unererschrockene Berwegenheit hingegen galt etwas Großes in seinen Augen; um dieser Eigenschaft willen ließ er Manches hingehen. „J'aurais tout passé à un intrépide“, so drückte er sich aus. Wenn ein Militair bei einer Audienz oder bei einer Revue um eine Gnadenbezeugung bat, so war die erste Frage des Kaisers immer: „Haben Sie Wunden?“ — Jede Wunde, pflegte er zu sagen, gilt eine ganze Reihe von Ahnen. Wer mit Wunden geschmückt war, der konnte der Ehre und reichen Lohnes gewiß seyn. Ist, wenn der Kaiser vor der Front eines Regiments stand, fragte er den Obersten: „Wer ist der Muthvollste (le plus intrépide) von Ihren Offizieren?“ Und nachdem der Oberst ohne Besinnen geantwortet, wendete der Kaiser sich an die umstehenden Offiziere und fragte abermals: „Wer unter Ihnen, meine Herren, ist der Muthvollste?“ — „Sire, der und der“, kam die Antwort, immer mit der selbsten übereinstimmend. Dann redete Napoleon den Genannten an: „Ich ernenne Sie zum Baron; ich belohne in Ihrer Person sowohl Ihre persönliche Tapferkeit als die des Corps, zu welchem Sie gehören. Sie haben also diese Ehre nicht bloß meiner Gunst und Gerechtigkeit, sondern hauptsächlich der Hochachtung und dem Zeugniß Ihrer Kameraden zu verdanken.“

Aber nicht bloß um Offiziere, auch um gemeine Soldaten bekümmerte er sich in dieser Weise; denen, die sich durch Tapferkeit und gute Aufführung vor Allen ausgezeichnet hatten, ertheilte er höhere Grade und wies er, wenn sie in einem hitzigen Gefecht auch nur leicht verwundet worden waren, Geschenke, nicht selten sogar Pensionen aus der Kaiserlichen Schatzkammer. Im Jahre 1807, nach der Schlacht bei Eylau, ertheilte der Kaiser einem jungen Soldaten eine Pension von 600 Franken und machte dies, so wie die rühmliche That des Belohneten, in einem Tagesbefehl bekannt. Es war der erste Feldzug, welchen dieser mitmachte; er hatte während der Schlacht seinen tödtlich verwundeten Obersten mitten aus einer Schwadron Russischer Kürassiere herausgeholt; er hatte ihn auf seinen Schultern getragen und mit seinem Säbel löwenmüthig vertheidigt: „wie ein Sohn seinen Vater“, drückte sich der Kaiser im Tagesbefehl aus und verglich diese That den heldenmüthigsten, welche die Geschichte aller Zeiten überliefert habe.

Wo sich Napoleon auch befinden mochte, ob in den Tuilerien, ob zu St. Cloud, oder bei der Armee im Hauptquartier, selten verging eine Woche, wo er nicht mindestens zwei- oder dreimal Heerschau über die Truppen hielt, die er just am nächsten hatte. Außerdem ließ er tagtäglich nach dem Frühstück die diensthabenden Bataillone und Schwadronen seiner Garde im Schloßhofe vor sich defiliren; man nannte diese kleine Parade la garde montante. In der Regel war ein neu organisirtes, oder reformirtes, oder ein eben aus dem Depot gekommenes, oder auch ein zum Abmarsch nach sehr entfernten Punkten bestimmtes Regiment zu dieser Parade kommandirt. Zum Anfange ließ Napoleon das Exercitium durchmachen und mehrere Evolutionen kommandiren; in der Regel führte Prinz Eugen mit seiner herrlich schallenden Stimme dabei das Kommando, zuweilen vertrat ihn sein Adjutant, General Routon, zuweilen der schöne und tapfere Oberst Dorsone, der eines der beiden Grenadiers-Regimenter von der Infanterie der alten Garde befehligte und der von Natur gleichfalls die Gabe besaß, auf welche der Kaiser sehr großen Werth legte, nämlich ein kräftiges und sonores Organ. Während des Vorbeidefilirens der Kolonnen hatte jeder Soldat, vom Gemeinen bis zum Obersten, das Recht, an den Kaiser heranzutreten und ihm sein persönliches Anliegen vorzutragen. Napoleon hörte, fragte und gab augenblicklich Bescheid; wenn er abschlug, so geschah es mit Gründen und auf solche Weise, daß der Bittende sich nicht gekränkt fühlen konnte. Jeder Zuschauer bei diesen Paraden konnte Zeuge seyn, wie der schlichte, gemeine Soldat, während seine Compagnie vor dem glänzenden Stabe des Kaisers vorüberzog, heraus und mit gemessenen militairischen Schritten auf den Kaiser zutrat, sein Gewehr präsentirte und, dicht vor dem Kaiser stehend, ihm auf der Spitze seines Bajonettes eine Bittschrift überreichte. Der Kaiser nahm und las sie auf der Stelle, gewährte das Gesuch auch in der Regel, wenn es sich mit der militairischen Ordnung vertrat. Im Besitze dieses schönen Rechtes übte der gemeine Soldat sein Vertrauen und sein Pflichtgefühl gehoben, und zugleich war dadurch dem Mißbrauch der Autorität von Seiten der höheren Offiziere wirksam vorgebeugt.

Eines Tages hatte der Kaiser ein fremdes, seit kurzem in Paris eingerücktes Regiment, „die Scharfschützen des Rhein-Bundes“ genannt, welches binnen kurzem wieder ins Feldlager abgehen sollte, zur Früh-Parade kommandirt und wollte es selbst inspiziren. Nachdem er dem Obersten des Regiments seine Zufriedenheit mit der schönen Haltung seiner Leute bezeugt, wendete sich der Kaiser zu seinen Ordonanz-Offizieren und rief den Jüngsten derselben. „Ich denke, Herr Fürst von

Salm", sprach der Kaiser, „Sie müssen mit diesen Leuten bekannt seyn; treten Sie vor, kommandiren Sie das Schuß-Exercitium und Pelotonfeuer auf zwei Glieder.“ Der junge Fürst erdübete, kam aber nicht aus der Fassung; er trat aus der Gruppe des Kaiserlichen Stabes hervor, salutirte den Kaiser, zog den Degen und entledigte sich des ihm gewordenen Auftrages unter allgemeinem Lob und Beifall. — Ein ähnlicher, in seinem Hergang besonders interessanter Vorfall ereignete sich einige Zeit später.

Am ersten Sonntage in jedem Monat pflegte nämlich der Kaiser nach der Messe im Schloßhofe der Tuilerien große Revue über die Garde abzuhalten. Eines Tages nun hatte er schon früh am Morgen die jungen Böglinge der Kriegsschule von St. Cyr zu dieser Parade bescheiden lassen. Unter diesen Leuten fiel dem Kaiser ein Sergeant auf, der höchstens 17 bis 18 Jahre zählen mochte, aber eine Haltung und ein resolutes Wesen an sich hatte, trotz einem alten Soldaten. Der Kaiser liebte es, seine künftigen großen Leute gleichsam in der Eiskale kennen zu lernen; er läßt den jungen Sergeanten hervortreten, richtet etliche Fragen an ihn und weist ihn auf einmal hinüber zu dem ersten Grenadier-Regiment von der alten Garde, das vor dem Kaiser in Front aufmarschirt stand; er befehlt ihm, diesen alten Schurenbärten das Exercitium mit Schritt, Gewehr und Schwenkungen zu kommandiren. Wir müssen dem Leser hier bemerken, daß die Kriegsschule von St. Cyr von jeher im besonderen Rufe der Genauigkeit und Präcision im Exercitium stand; die alte Garde hingegen hatte mehr mit der Erinnerung an ihre Siege als an die Pelotonschule zu thun und legte keinen besonderen Werth auf jene Fertigkeit. Der junge Sergeant postirt sich unerschrocken dreißig Schritt vor die Mitte der Front, wo ein alter militärischer Schnauzbart neben dem anderen steht, und kommandirt mit fester Stimme, ohne die geringste Befangenheit zu verrathen: „Achtung — Präsentirt — das Gewehr!“ Die Grenadiere pariren, aber nachlässig und nicht recht auf einen Schlag. — „Das war nicht recht“, rief der junge Soldat mit verweisendem Tone, „noch einmal!“ — Der Kaiser lächelt; manchem alten Brummbart kommt die Sache drollig vor. Da schreit der Bögling von St. Cyr abermals mit aller Kraft seiner Stimme: „Achtung — Präsentirt — das Gewehr!“ Die Grenadiere machen ihre Sache nicht besser als das vorige Mal. — „Donner und Wetter“, flucht der Sergeant, „ich sag' Euch, so ist's nicht recht.“ Dabei ging er zehn Schritte rückwärts, um die Front besser mit einem Blick überschauen zu können. „Ich will Euch zeigen, wie man's machen muß, seht her, eins, zwei, stink, drei“, und er machte ihnen das Kommando vor, ganz untadelhaft, daß nichts daran auszusetzen war. Der Kaiser lacht laut auf, etliche alte Grenadiere runzeln die Stirn; der junge Mann kommandirt zum dritten Male: „Aufgepaßt das Mal; Achtung — Gewehr an!“ Die Garde gehorcht, aber's geht nicht besser, als die beiden ersten Male. Der kleine Sergeant stampft ganz ungeduldig mit dem Bajonnettfolken auf den Boden: „Habt Ihr denn nicht gehört? Das ist ja zum Davonlaufen, psui doch, Ihr exerziert ja wie die Laps!“ — Das war zu stark. Ein jörniges Murmeln lief durch die ganze Front; Vermünschungen brachen aus: Laps! Gelbschnabel! hört man's schallen. Der Kaiser vernimmt's, er tritt vor, Alles wird still. Er läßt sich von dem jungen Sergeanten das Gewehr in die Hand geben, stellt sich mitten in den Schloßhof, die Grenadiere zur Rechten, die Böglinge von St. Cyr zur Linken und kommandirt in eigener Person den Leßteren das Exercitium. Die Schützer, angefeuert durch den Vorgang, von dem sie eben Zeuge gewesen, und noch mehr durch die mächtige Stimme des Kaisers, vollziehen jedes Manöver, das ihnen kommandirt wird, mit unnachahmlicher Schnelligkeit und Präcision, die ganze Front wie Ein Mann. Der Kaiser läßt so viel Zeit vergehen, bis etwa der Born seiner vieux lapins (so nannte er bisweilen seine alten Grenadiere) verdraucht seyn kann, dann wendet er lächelnd das Gesicht zu ihnen und weist mit der Hand auf die junge Kolonne: „Na Kinder, Ihr müßt doch gestehen, die Kleinen machen's nicht schlecht.“ Darauf trat er auf den jungen Sergeanten zu, überreichte ihm sein Gewehr wieder und sprach in ernstem, nachdruckvollem Tone, so daß Alle es hören konnten: „Ja wohl, mein junger Freund; aber als wir jung waren, haben wir's doch noch besser gemacht.“ Diese Worte verübten Alles, und einstimmig schallte aus allen Reihen der Ruf: Vive l'Empereur!

Nicht selten geschah es bei Revuen dieser Art, daß Napoleon in eigener Person den Mantel, das Gerüst, den Tornister des Soldaten untersuchte, oder daß er einem jungen, schwächlichen Kontributten das Gewehr aus der Hand nahm und ihn mit freundlichen, scherzenden Worten ermahnte: „Nicht wahr, junger Freund, es ist ja doch nicht schwerer als die anderen Gewehre; mit der Zeit wird man's gewohnt, es wird schon gehen.“ — Eines Morgens vor der Parade inspizierte der Kaiser das 2te Bataillon Garde-Jäger, welches an diesem Tage den Dienst im Schlosse hatte. Auf einmal blieb er vor einem Soldaten stehen, betrachtete ihn aufmerksam vom Kopf bis zu den Füßen und sprach endlich mit einem Tone, der wie Vorwurf klang: „Romeuf, warum trägst Du das Kreuz nicht, das Du zu Boulogne aus meinen Händen empfangen hast?“ Napoleon kannte nämlich die Soldaten seiner alten Garde fast durchgängig von Person und Namen. „Mein Kaiser“, sprach der Chasseur, „ich trage das Kreuz nicht auf der Uniform, dafür aber auf dem Leibe. Ein Kaiserlicher hat mir's mit dem Säbel auf der Brust in Stücke gehauen; es war bei Esslingen, Eure Majestät wissen wohl, wo Ihnen der Hut vom Kopfe geschossen wurde; aber die Stücke habe ich aufgehoben, da sind sie.“ Mit diesen Worten holte Romeuf ein Papier von seiner Brust hervor und reichte es dem Kaiser hin; dieser öffnete es, und nachdem er hineingesehen, sprach er zu dem Soldaten: „Wenn's so ist, Romeuf, was meinst Du, wir wollen tauschen, hast Du Lust?“ — Der Soldat machte ein verlegenes Gesicht

und gab keine Antwort. — „Was“, sagte Napoleon, „Du willst nicht, ich gebe Dir mein eigenes Kreuz für die zerbrochenen Stücke von Deinem.“ — Keine Antwort. „Dankt der Handel Dir etwa schlecht? So antworte doch.“ — „Die Wahrheit zu sagen, mein Kaiser“, ließ der Chasseur sich endlich verlegen und zögernd vernehmen, „wenn's Eure Majestät recht ist, so kann's mir auch recht seyn, aber auf eine Bedingung: Eure Majestät dürfen die Stücke von meinem Kreuz bei Leibe nicht verlieren.“ — „Du hältst ja große Stücke auf den Kram“, sprach der Kaiser und schlug, indem er eine verachtende Miene annahm, mit dem Finger an das Papier, daß die Fragmente darin herumsprangen. Es kostete dem wackeren Romeuf große Mühe, seine Entrüstung über ein so schändes Wort zurückzuhalten; er richtete den Kopf mit einer Art von Stolz in die Höhe, biß sich in die Lippen und sprach: „Ei ja doch, Kram! aber Eure Kaiserliche Majestät verzeihen, wenn der Kram nicht gewesen wäre, so wäre François Romeuf auf die Abldung gezogen, von wo Keiner wiederkommt. Ich behalte meine Stücke, ich lasse sie mir vom Bälchenmacher zusammenlöthen, dann kann ich's wieder tragen.“ — „Nun, alter Kamerad“, sprach Napoleon, „wenn sie die so ans Herz gewachsen sind, so magst Du Dein altes Kreuz behalten und meins sollst Du dazu haben; für einen Tapferen wie Du sind zwei Kreuze nicht zu viel.“ Er rümpfte den alten Soldaten freundlich am Schnauzbart und sprach zurückkehrend zu den Offizieren seines Stabes: „Ja, sehen Sie, meine Herren, Romeuf und ich sind zwei alte Bekannte; es ist ein gut Theil Jahre her, seitdem ich zuerst mit ihm zusammen gewesen. Er ist nur immer ein Bißchen empfindlich, der alte Kamerad.“ — Man kann sich leichter denken, als beschreiben, wie wunderbar begeisternd solche Ausritte, solche Worte des Kaisers auf die Arme wirkten. Die Soldaten wurden nicht müde, davon zu reden, sie befeuert sich daran zum Wettstreit und zur höchsten Hingebung. Die ganze Compagnie sah denjenigen mit einer Art von Ehrfurcht, mit einer bewundernden Hochachtung an, von dem es hieß, der Kaiser habe mit ihm gesprochen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Les Méandres. — Erzählungen und Novellen. (Wir hatten kürzlich die Skizze: „das Schmuggel-System der Continental-Sperre“ daraus entlehnt.) Von Leon Gozlan. 2 Bde. 15 Fr.
 Recettes politiques. — Von Duménil. 3 Fr.
 Episodes Vendéens. — Von A. C. D. 7½ Fr.
 Histoire de la Confédération Suisse. — Nach Johannes v. Müller, Gloug-Blogheim und Hottinger. Erster Bd. 7 Fr.
 Du système pénitentiaire américain en 1836. — Von Dr. Julius. (Wahrscheinlich eine Uebersetzung des erst ganz kürzlich erschienenen Sendschreibens an Herrn W. Crawford.) Rennes.
 Traité de l'action publique etc. — Von Mangin. 2 Bde. 18 Fr.
 La croix de pierre. — Von Mardelle. 4 Bänden. 12 Fr.
 L'amour et la laim. — Von Perrin. 2 Bde. 15 Fr.
 Le sorcier. — Von Balzac. 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Spohr in Marseille. Auf dem großen Theater in Marseille, das außerdem auch noch eine kleinere Bühne für Vaudevilles und Melodramen besitzt, ist am 10. März die Oper „Faust“, von Spohr, zum ersten Male gegeben worden, und darauf thun sich die Marseiller nicht wenig zu gut. Denn die größeren Französischen Provinzial-Städte setzen jetzt einen Stolz darin, hin und wieder auch einmal ein Stück zu geben, das noch nicht die Approbation von Paris, der anmaßlichen Alleinherrscherin, erhalten hat. Um so glänzender ist aber der Triumph, wenn es eine große Oper wie diesmal der Spohr'sche Faust ist, der in Marseille zuerst das Französische Bürgerrecht erhalten hat. Den Text hat Herr Clerisseau in Gemeinschaft mit einem Mitgliede des Marseiller Orchesters, Herrn de Groot, bearbeitet, welcher letztere namentlich das Verdienst in Anspruch nimmt, einige Dialoge aus Goethe's Faust übersezt und auf geschickte Weise zwischen die Gesangstücke eingefügt zu haben. Die Vorstellung, bei der übrigens auch zwei Deutsche Virtuosen, Herr Ernst, den Marseiller Blätter eines Deutschen Paganini nennen, und der Waldhornist Herr Lewy aus Wien, thätig waren, hatte sich einer glänzenden Aufnahme zu erfreuen. Herr Hébert gab den Faust und Herr Potet den Mephistopheles. Beide sollen treffliche Sänger seyn und sich über die Auffassung ihrer Rollen mit Deutschen Kunstfreunden sorgfältig berathen haben.

— Siamesischer Kurialstvl. Der König Laku von Siam ward einmal durch das Geschrei eines Esels aus dem Schlafe geweckt und dadurch gegen einen Feind gewarnt, der eben über ihn herfallen wollte. Zum Dank für diese Rettung befahl der Beherrscher der Gläubigen, daß von jetzt ab der Esel ein geheiligtes Thier und sein Name eine besondere Auszeichnung auch für Menschen seyn sollte. Als nun bald darauf ein Gesandter aus China an den Siamesischen Hof kam, ward er von dem Okya-Wang folgendermaßen angekündigt: „Großmächtiger Laku, Beherrscher der Gläubigen und des Universums, König der weißen Elephanten, Bewahrer des heiligen Zahnes! Ein ungeheurer Esel ist aus China angekommen und wünscht vor das Antlitz Deiner Erhabenheit zu treten.“ (London and Paris Observer.)

Das mit dem 31ten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.